
Liebe in den Zeiten der Weltgesellschaft

Karl Otto Hondrich

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2313

Wie verändern sich soziale Beziehungen in der Welt von heute? Nach gängiger Meinung verwandeln sie sich mehr und mehr von angeborenen in selbstgewählte Bindungen. Daß die Menschen so schlicht zur Freiheit fortschreiten, gehört in den Bereich der modernen Mythen. Anders als wir annehmen, sterben Herkunftsbindungen keineswegs ab. Im Gegenteil, ihre Macht wird größer, je schneller sich die Gesellschaft verändert. So bindet etwa, als paradoxes Beispiel, die hohe Zahl an Scheidungen, also die Auflösung von individuellen Wahlbeziehungen, die Menschen wieder vermehrt an ihre nichtgewählten Herkunftsgruppen. Die Institution der Ehe wird durch die vielen Scheidungen ebenfalls nicht geschwächt. Eher wird der einzelne, unzureichende Partner individuell aufgegeben als die kollektive Idee von Liebe und Gemeinschaft. Warum tun wir uns dennoch so schwer, die Wirklichkeit und Wirkungsmacht der Gefühle zu akzeptieren? Dieser Frage geht Karl Otto Hondrich in den acht Essays dieses Bandes nach. Implizit wird dabei eine zentrale theoretische Botschaft anschaulich: Allen Individualisierungen, Rationalisierungen und Trennungen zum Trotz – kollektive Emotionen sind das Herzstück und die bewegende Kraft allen, also auch des rational gezügelten sozialen Lebens. Karl Otto Hondrich, geboren 1937, lehrt Soziologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Zuletzt erschienen u. a.: *Der Neue Mensch* (es 2287; 2001); *Wieder Krieg* (es 2297; 2002); *Enthüllung und Entrüstung. Eine Phänomenologie des politischen Skandals* (es 2270; 2002).

Karl Otto Hondrich
Liebe in den Zeiten der
Weltgesellschaft

Suhrkamp

3. Auflage 2015

Erste Auflage 2004

edition suhrkamp 2313

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12313-3

Inhalt

<i>Vorbemerkung</i>	7
Liebe in den Zeiten der Weltgesellschaft	9
Paare	34
Alt und Jung	60
Familie	93
Fremdenliebe	112
Diana	124
Charly	136
Meine Lieben	149
<i>Drucknachweise</i>	177

Vorbemerkung

Keiner der folgenden Essays wurde zum Thema Liebe geschrieben; daß sie sich darum drehen, wurde mir erst später deutlich. Ursprünglich beschäftigte mich die Frage, wie sich soziale Bindungen in der Welt von heute verändern. Nach gängiger Meinung verwandeln sie sich mehr und mehr von angeborenen in selbstgewählte. Daß die Menschen so schlicht zur Freiheit fortschreiten, erschien mir immer als ein moderner Mythos. Der alltägliche Vorgang, wie ein Liebespaar zusammenzieht und sich wieder trennt, dient mir zu Beginn als Anlaß, um zu erkunden, was aus Herkunftsbindungen wird. Anders als wir annehmen, sterben sie nicht ab. Im Gegenteil, ihre Macht wird größer, je schneller sich die Gesellschaft verändert.

Was bewegt die Menschen? Daß dies nicht sie selbst sind mit individuellen Trieben und Sinngebungen, sondern die geteilten moralischen Gefühle *zwischen* ihnen – mit dieser Einsicht begann, vor mehr als 100 Jahren, die Soziologie. Viel übriggeblieben ist davon nicht. Moderne Sozialwissenschaftler meinen, die soziale Welt werde von Systemen bewegt, von Kommunikation, von »rational choice« der Individuen oder von globaler Ökonomie. Gegen diese – wie ich meine – Fehlsichten des sozialen Lebens versuche ich, auf den Schultern von Emile Durkheim, Georg Simmel und Sigmund Freud deren frühe Einsichten wiederzugewinnen. Da dies, zum Teil, gegen die aktuelle Sozio-

logie geschehen muß, entsteht bisweilen ein polemischer Ton – besonders wenn ich mich, wie im zweiten Beitrag, an Kollegen wende. Mein Zorn gilt nicht der sozialen Realität, also den wechselseitigen Gefühlen zwischen den Menschen, sondern nur denjenigen, die sie ignorieren oder sich darüber erheben – wie die Kritiker der kollektiven Trauer um Diana.

Warum tun wir uns so schwer, die Wirklichkeit und Wirkungsmacht der Gefühle anzunehmen? Als *Gefühle* beleidigen sie, nur zu oft, unsere Rationalität; als *kollektive* Gefühle unsere Individualität; als *unbeabsichtigte* Gefühle und Handlungsfolgen unseren Willen, die Wirklichkeit zu gestalten; als *verborgene* Gefühle unseren Anspruch an Aufklärung und Aufrichtigkeit. Bei allem Bemühen um Aufrichtigkeit: Die Wirklichkeit entzieht sich ihr. Sie liegt nicht offen – nach noch so vielen Worten. Das Wichtigste hält sie verborgen. Dies ahnend, spüre ich Genugtuung. Denn was verborgen ist, ist auch geborgen.

Liebe in den Zeiten der Weltgesellschaft

Die Geschichte spielt in der Praxis einer Gynäkologin in einer deutschen Kleinstadt. Dort treffen sich, vor einigen Jahren, Assia und Petra. Beide Frauen sind damals etwa 30 Jahre alt. Beide kennen sich. Wir sind befreundet, sagt Petra, die mir die Geschichte erzählt. Die Libanesin Assia wohnt mit ihren Kindern und ihrem Mann im Heim für Asylsuchende, und Petra, die Arzthelferin, hat sich gelegentlich um die Kinder gekümmert, von denen Assia immer mehr bekommt, weil, wie Petra sagt, es immer nur Mädchen sind. Nun, nach dem fünften, will Assia keine Kinder mehr, und Petra sagt: »Assia kriegt Schraube«, will heißen, die Spirale. Aber das deutsch-libanesische Komplott der Frauen fliegt auf, und eines Tages muß Petra sagen: »Assia, doch wieder schwanger!?!« Assia verdreht die Augen ein bißchen zum Himmel. Dann fragt sie zurück: »Wie viele Kinder hast *du* jetzt eigentlich?« Die Frage ist rhetorisch, denn Assia weiß, daß Petra keine Kinder hat, und Petra weiß, daß Assia weiß, daß Petra keine Kinder hat. »Und was sagt dein Mann dazu?« fragt Assia noch. »Wir haben uns getrennt«, antwortet Petra. Und zu mir sagt sie, später: »Assia hat den Spieß umgedreht. Ich hab mich ganz arm gefühlt in dem Moment.«

Wer Petra kennt, erlebt sie als einen lebenslustigen Menschen. Wer sie näher kennt, weiß von ihren beiden großen Traurigkeiten. Sie hat keine Kinder, und sie hat keinen Mann. Es fehlt ihr die Liebe, die sie sich

wünscht. Wenn sie wütend ist, sagt sie: »Ich habe ein Recht darauf.« Wenn sie guter Stimmung ist, macht sie sich darüber lustig. Wenn sie ins Grübeln gerät, dauert dies nicht lange: Das Handy mit den eingespeicherten Nummern der Freundinnen und Freunde ist zur Hand, das nächste Straßenfest nicht weit, der nächste Urlaub nicht fern. Das Leben ist doch schön. Und es ist voller Zuversicht. Was nicht ist, kann noch werden. Jeden Tag kann die Liebe, heiß ersehnt, sich wieder einstellen.

Petra ist kein Einzelfall. Sie stellt ein Beziehungsmuster dar, das für moderne westliche Gesellschaften typisch ist. Industrialisierung und Verwissenschaftlichung durchlaufend, haben sie Lebensdauer, Lebenschancen, Sicherheiten, Genüsse und Freiheiten in einer Weise gesteigert, die früheren Menschen kaum vorstellbar war. Wer besser und länger lebt, kann die Liebe länger oder mehrmals erleben. Anders als früher, können Frauen und Männer aus Liebe heiraten und aus Liebe Kinder bekommen. Aber nicht nur Freiheiten und Erfüllungen wachsen, sondern auch Versagungen: Man trennt sich häufiger als früher, heiratet später, bekommt weniger Kinder und bekommt sie später. Diese Tendenzen verstärken sich mit steigender Bildung. Heute bleibt, in der Bundesrepublik, ein Viertel der Frauen kinderlos; in Kürze wird es ein Drittel sein, und 40 Prozent aller Frauen mit Studium.

Es gibt dazu ein Erklärungsschema über das Schlagwort Individualisierung: Wohlstandssteigerung, Mobilität, Bildung etc. führen, so heißt es, zu individuellem Freiheitsgewinn, Selbstbezogenheit und Auflösung von Gemeinschaftswerten. Das von normativen Verpflichtungen befreite Individuum suche nur noch

das Glück für sich selbst – Familie und Kinder hätten das Nachsehen.

Aber: Wenn wirklich das freie Individuum mit seinen Wünschen das Szepter schwänge, dann müßte Petra längst glücklich verliebt oder verheiratet sein und Kinder haben – denn nichts wünscht sie sich sehnlicher. Auch darin ist sie typisch für die große Mehrheit der jungen Frauen – und der meisten Männer – hierzulande. Die Preisfrage lautet: Warum erfüllen sich die vermeintlichen Glückssucher ihre Wünsche immer weniger?

Weil individuelle Wünsche im Widerspruch zueinander stehen, lautet eine erste Antwort. Petra will nicht nur einen »eigenen« Partner und »eigene« Kinder, sondern auch eine »eigene« Ausbildung, einen »eigenen« interessanten Beruf, »eigene« Mobilität. Das läßt sich nicht alles zur gleichen Zeit verwirklichen. Ist das ihr individuelles Problem? Die eigenen Wünsche sind ihr nicht individuell zu eigen. Sie teilt sie mit der Mehrheit der Menschen in der »eigenen« westlichen Gesellschaft. Es handelt sich um kollektive Empfindungen. Als Allgemeingut verlieren sie die Unverbindlichkeit von Wünschen und nehmen die Normalität von verbindlichen Normen an. Sie treten uns als gesellschaftliche Anforderungen entgegen: »Du sollst eine Ausbildung haben! Du sollst einen modernen Beruf haben!« Die junge Frau, die sich dieser Normalität entziehen wollte, würde sich in ihren Kreisen zur krassen Außenseiterin machen. Was im Gewand von Wünschen daherkommt, sind in Wirklichkeit handfeste Normzwänge. Zuerst sind sie es, die Petras Kinderwunsch (die Norm »Du willst/sollst Kinder haben!«) zurück-

drängen, dann die Berufszwänge ihres Mannes, dann eine Verstimmung des Paares, dann zerbricht die Partnerschaft . . .

Ist es nicht doch ganz schlicht der Konflikt zwischen Mann und Frau, also zwischen Individuen, der die Liebe und das Kinderkriegen so schwermacht? Die Antwort ist zu einfach. Denn Petra und ihr Mann wollten ja beide Kinder, beide wollten zusammenbleiben, und beide waren sich in Liebe zugetan. Sollte das Problem in der Liebe selbst liegen, von der wir doch die Lösung so vieler Probleme erwarten?

Die Liebe. Das ist die große Hoffnung der modernen Menschheit. Sie steigert alle Gefühle: als Hingabe, die ohne Gegenrechnung erwidert wird; als Anziehung, die alles andere zweitrangig erscheinen läßt; als Einklang zweier Seelen, der alle anderen ausschließt; als Verstehen und Sichmitteilen, das keiner Worte bedarf; spontan einen neuen Anfang setzend, der kein Ende kennt, die Liebenden schicksalhaft ergreift und doch von ihnen aus freien Stücken ergriffen werden will. Das ist die Vorstellung von romantischer Liebe. Es ist Petras Vorstellung. Es ist unsere Vorstellung, millionenfach vorgestellt und tausendfach dargestellt in Geschichten, Gedichten, Theaterstücken, Filmen . . .

Es ist ein Liebesideal.

Kennt Assia die romantische Liebe nicht? Zwar kommt sie aus einer anderen Kultur, wie man hierzulande bedeutungsvoll sagt. Aber die Lyrik und Legenden aller Literaturen, die Liebesgedichte des Hafis aus dem alten Persien, die mittlerweile weltgrößte Traumfabrik des Liebesfilms in Indien lassen darauf schließen, daß romantische Liebe kein Spezialprodukt west-

licher Kultur ist. Amerikanische Wissenschaftler haben es sogar ausgezählt: In rund 90 Prozent aller Gesellschaften, über die ethnologische Berichte vorliegen, lassen sich Anzeichen romantischer Liebe erkennen.

Nur im Westen allerdings wurde die Liebesromantik fest verkettet mit der Basisinstitution der Familie: Keine Ehe soll ohne Liebe geschlossen, kein Kind ohne Liebe gezeugt, geboren und großgezogen werden. Das ist die Norm. Wer ohne Hehl dagegen verstößt, etwa nur auf Geheiß Dritter oder wegen Geld oder Macht heiratet, kann der Verachtung seiner Mitmenschen sicher sein. Während sich die westlichen Gesellschaften in der Sphäre ihrer Produktion höchster Rationalität verschrieben haben, geben sie ihre Reproduktion ganz der Emotionalität anheim.

Welcher Teufel reitet sie, ihre Familien, von deren Leistungen doch der Fortbestand des sozialen Lebens abhängt, auf die flüchtigsten Gefühle, das Beständigste auf das Vergänglichste, das Alltägliche auf das Außeralltägliche, das Reale auf das Romantische zu bauen? Liegt hier ein grundlegender Konstruktionsfehler moderner Gesellschaft vor, oder hat die Sache einen noch unerkannten Sinn?

Liebe ist Teil einer großen historischen Bewegung zur Freiheit. Die auf Liebe gegründete Wahlfamilie befreit von Fremdbestimmung durch Herkunftsfamilie und Herren. Liebe zieht auch eine Grenze gegenüber Politik, Wirtschaft, Religion, Wissenschaft und befreit, so gut es geht, von deren Zwängen. Freiheit heißt hier Verselbständigung und Selbststeuerung von Lebenssphären gegeneinander. So befreit die auf Liebe gegründete Familie auch Arbeit, Forschung und öffentliches

Leben von störenden Leidenschaften. Diesen bietet sie einen geschützt-intimen Raum, Ausleben und Einhegung in einem. Schließlich zieht die Liebesehe nicht nur Grenzen, sondern setzt diese auch außer Kraft. Erotik, aus sexueller Triebhaftigkeit zu bewußtem Genuß sublimiert, bleibt das Einfallstor für natürliche Kräfte, eine, wie Max Weber sagte, »Pforte zum irrationalsten und damit realsten Lebenskern gegenüber den Mechanismen der Rationalisierung«. Sie setzt Rationalisierung voraus und unterläuft sie zugleich. Sie geht auf das zurück, was alle Menschen gemein haben, und überwindet das Trennende. Sie macht damit die Menschen füreinander zugänglich, im allermodernsten Sinn einer Weltgesellschaft, die weder kulturelle noch andere Schranken kennen will.

Aber: Die Liebe, die doch zugleich befreien und vereinen soll, ist so frei und grenzenlos nicht. Sie fällt nicht überall hin, erst recht nicht nach dem Zufallsprinzip. Sie bleibt in bestimmten sozialen Kreisen – in »unseren« Kreisen. Diese sind über lokale und ständische Kreise hinausgewachsen, aber als Bildungskreise nicht offener geworden, sondern eher einheitlicher und geschlossener. Vor 100 Jahren, als sich auf Gymnasien und Universitäten fast nur Männer fanden, *mußten* sie über Bildungsgrenzen hinweg heiraten. Heute bleibt man in der Regel innerhalb dieser Grenzen. Frauen und Männer gehen in die gleichen Schulen, Universitäten und Betriebe, die damit zu Heiratsmärkten gleicher Bildungsniveaus werden. Eher – wenn auch selten genug – überspringt die Liebe nationale Grenzen, als daß sie unter ihr Bildungsniveau fällt. Geteilte Bildung und geteilte Sprache ermöglichen geteilten Witz und ge-

teilte Subtilitäten, die auch die leiblichen Genüsse der Liebe noch steigern können. Deshalb sucht sich die Liebe Übereinstimmungen in allen Sphären des Leibes, der Lebenserfahrungen, der Kultur. Die Suche nach Bildungsgleichen wird eher unbewußt als bewußt betrieben. Sie ist nicht Ausgeburt eines Bildungsdünkels, sondern folgt aus der Logik der Liebe selbst. Sie strebt nach Steigerung der Übereinstimmung, die den ganzen Menschen umfassen soll.

Sosehr die Liebe, diesem Ideal gemäß, ganz Gefühl, ganz Gegenseitigkeit, ganz Individualität zu zweit, ganz Selbstbestimmung sein soll, sosehr ist sie doch in gesellschaftliche Normen verwoben, ja sie selbst *ist* ein solches Geflecht aus millionenfach geteilten moralischen Gefühlen und Geboten: Die Liebenden sollen sich von gleich zu gleich anziehen und verstehen. Sie sollen einvernehmlich entscheiden und die Lust und Last des Zusammenlebens teilen. Sie sollen sich auch darüber einigen, ob sie ihre Liebe weitergeben, also ob, wann und wieviel Kinder sie bekommen. Sie sollen dies alles aus freien Stücken tun etc.

Aber je mehr sich die Liebe als freie Wahl frei wähnt von Fürsten, Familieninteressen, Standes- und Klassenschränken, ökonomischen Nöten, religiösen Riten, kurz von allen Traditionen und Fremdbestimmungen, desto elementarer und archaischer erlebt sie Fremdbestimmung am eigenen Leib: in der Gestalt des geliebten anderen, der ebenfalls frei ist, zu lieben oder nicht (mehr). Seine Liebe in ihrer Vergänglichkeit ist für mich Schicksal, so wie meine für ihn, aber auch seine für ihn und meine für mich. Niemand ist Herr der Liebe des Geliebten, auch nicht der eigenen Liebe. Die Liebe

selbst wird zum Herrn, und damit zum Inbegriff der Unfreiheit, die aus der Freiheit selbst erwächst – als ob alle Fremdbestimmungen der Welt sich zu einer einzigen zusammengezogen hätten.

»Seid einig!« Die Konsensnorm in der modernen Liebe herrscht nicht durch äußere Vorschrift, sondern als verinnerlichte Verbindlichkeit. Paradoxerweise wächst der Einigungszwang als soziomoralischer Tatbestand in dem Maße, in dem die Chance wächst, sich ihm individuell zu entziehen: Als eigenständige, fortpflanzungstechnologisch bewanderte, sozialstaatlich geschützte und nicht unbegüterte Frau könnte sich Petra auch ohne die Zustimmung eines Partners oder Ehemannes für ein Kind entscheiden. Sie kennt solche starken Frauen und bewundert sie, sieht sie aber auch als Ausnahme von der Regel. Gerade weil heute das Element des Zufalls beim Kinderkriegen weitgehend auszuschalten ist, wirkt eine nicht einvernehmlich entstehende Schwangerschaft, ob von seiten der Frau oder des Mannes, wie ein Vertrauensbruch – auch gegenüber dem noch gar nicht geborenen Kind. Sosehr Petra sich ein Kind wünscht – es soll ein Kind mit zwei Eltern sein, und ein Kind der Liebe.

Was auf den ersten Blick als Petras individueller Wunsch erscheint, ist Ausfluß von tiefverwurzelten, weithin geteilten moralischen Vorstellungen, die wir nur deshalb nicht als solche erkennen, weil sie uns so selbstverständlich sind. Daß kollektiv verbindliche Normen sich in individuell beliebige Entscheidungen auflösen, ist eines der größten Selbstmißverständnisse »freier« Gesellschaften. Sie fordern zwar individuelle Entscheidungen – aber nur im Spannungsfeld immer

verzweigterer, feinmaschigerer und noch mehr kaschierter kollektiver Zwänge. Die bindenden Normen der Liebe selbst, obwohl auf höchste Harmonie angelegt, enthalten eine ungeheure Sprengkraft. Denn die von ihnen geforderte Einigkeit kann von niemandem erzwungen und garantiert werden. Wenn sie entweicht, dann folgt aus dem Einigkeitsgebot selbst das Gebot sich zu trennen.

Die Liebenden können sich dem widersetzen. Sie können sich so oder so entscheiden. Nicht entkommen können sie den normativen Zwängen und Konflikten. Diese sind ihrer Beziehung eingegeben wie ein Programm: die Logik der Liebe.

»In jeder Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau gibt es genau vier Phasen. Zuerst triffst du die Frau und lebst mit ihr. Dann heiratest du sie, das verändert schon einmal alles. Dann habt ihr Kinder, und wieder ändert sich alles. Am Ende laßt ihr euch scheiden – und erst vor dem Scheidungsrichter merkst du, mit wem du da eigentlich verheiratet warst«, heißt es bei Norman Mailer.

»Zuerst triffst du die Frau...« In der Verliebtheit schaffen sich die Liebesideale ihre eigene Realität. Die Liebenden kommen sich entgegen. Sie wollen Gemeinsamkeiten sehen. Sie sehen sich und zeigen sich von ihrer besten Seite. Sie sehen und zeigen dabei kein falsches Bild. Denn auch die beste Seite stellt ja eine Wirklichkeit dar. Daß sie nicht die ganze Wirklichkeit ist, werfen sich die beiden – später – oft vor. Sie tun damit einander unrecht. Denn die Liebe, in ihrer ersten, hoffnungsfrohesten Phase, verändert, als neue Gemeinsamkeit, die Personen ja wirklich. Dies geschieht

eher unabsichtlich. Wer in der Absicht, ganz aufrichtig zu sein, gerade seine schlechten Seiten dem Geliebten hervorkehren möchte, dem gelingt sogar dies nicht. Denn es ist ja die Liebe, die ihn antreibt. Sie ist, als Wucht der Beziehung, allemal stärker als die individuelle Absicht, unterhöhlt die negative Selbstdarstellung und wertet sie, als rückhaltlose Offenheit, ins Positive um. Auch dem finstersten Selbstanstrich des Individuums verleiht die kollektive Bewegung der Liebe noch einen wärmenden Schimmer. Die Liebe macht die Menschen besser: fügsamer gegenüber dem geliebten Wesen und gegenüber dem, »was einem geschieht«. Sie weckt aber auch Vorbehalte und Vorsichten und schwankt zwischen der Angst, den anderen zu verlieren oder sich selbst. »Verliebtsein ist schön«, sagen die Erfahrenen, und dabei schwingt Vergänglichkeitswissen mit. Auch die Liebenden selbst verspüren dies. Sie prüfen ihre Liebe. Sie leben sie auf Probe. Vieles von dem, was man die romantische Einheit des Paares nennen kann, stirbt einen schnellen Tod. Die Beteiligten wissen oder ahnen es. »Drum prüfe, wer sich ewig bindet« drückt in altertümelnder Sprache eine durchaus moderne Geisteshaltung aus.

»Dann heiratest du sie, das verändert schon einmal alles.« In der Alltäglichkeit des gemeinsamen Haushaltens tritt das Trennende wieder hervor. Alte Gewohnheiten verlangen ihr Recht; das Individuelle, das sich in der Phase der Verliebtheit zurückgezogen hatte; frühere Prägungen aus Familie und vorangegangenen Liebschaften und Ehen; auch neue Divergenzen der Gefühle und Interessen. Je länger und je sicherer durch die Ehe man sich aneinander gebunden fühlt, desto

mehr darf auch das Trennende sich ausdrücken, ohne das Ganze zu gefährden. Das Paar erlebt dies alles zwar als Desillusionierung, ja Entfremdung. Aber auch eine Gegenbewegung setzt ein. Je länger man zusammenlebt, desto mehr entsteht die Wirklichkeit der eigenen, gemeinsamen Gewohnheiten, Vertrautheiten. Es gibt nicht nur eine »Macht der Gewohnheit«, sondern viele. Je länger die Ehe dauert, desto größer die Chance, daß sie sich als Gewohnheit und Vertrautheit eigener Art gegenüber den älteren Gewohnheitsmächten behauptet. Nicht zuletzt auch durch die Erinnerung an die leidenschaftliche Liebe, die ihr vorausging oder mit der sie begann. Die Heirat selbst wirkt als institutionelle Stütze der Liebe, als deren Bestätigung durch etwas Drittes, nämlich durch die größere Gemeinschaft. Sie fügt der romantischen Liebe etwas hinzu, eine Art Krücke, als ob die Liebe nicht mehr aus freien Stücken stehen könne. Das wertet die Ehe ab. Die Eheleute selbst aber werten, aus ihrer Sicht, diese widersprüchlichen Entwicklungen der Liebe anders: Die Verliebtheit sei zwar vorbei, heißt es, jedoch habe sie sich in eine tiefere und innigere, in wahre Liebe verwandelt.

»Dann habt ihr Kinder, und wieder ändert sich alles.« Zu dem »allgemeinen Dritten«, dem gesellschaftlichen Umfeld des Paares, tritt ein neues und besonderes Drittes hinzu. Es ist nur dem Paar eigen: das eigene Kind. Es zieht Liebe aus dem Paar ab – und führt ihm Liebe zu. Wie in jeder Triade sind Konflikt und Konkurrenz auch in der Liebe zwischen Vater, Mutter und Kind angelegt. Ödipus' Begehren der Mutter unter Ausschluß des Vaters ist dafür nur ein archaisches Gleichnis. Je stärker im Paar schon Konflikte vorhan-